

Online-Texte der Evangelischen Akademie Bad Boll

Der Geist und der Krieg: Aus Richard Wilhelms und Tsingtaus schweren Tagen

Wolfgang Kubin

Ein Beitrag aus der Tagung:

Richard Wilhelm

Richard Wilhelm im Dialog mit Chinas Traditionen

Bad Boll, 5. – 8. Oktober 2009, Tagungsnummer: 640509

Tagungsleitung: Wolfgang Wagner, Lutz Drescher

Bitte beachten Sie:

Dieser Text ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers/der Urheberin bzw. der Evangelischen Akademie Bad Boll.

© 2009 Alle Rechte beim Autor/bei der Autorin dieses Textes

Eine Stellungnahme der Evangelischen Akademie Bad Boll ist mit der Veröffentlichung dieses Textes nicht ausgesprochen.

Evangelische Akademie Bad Boll
Akademieweg 11, D-73087 Bad Boll
E-Mail: info@ev-akademie-boll.de
Internet: www.ev-akademie-boll.de

Der Geist und der Krieg: Aus Richard Wilhelms und Tsingtaus schweren Tagen

Wolfgang Kubin

Über Richard Wilhelm (1873-1930) habe ich in den letzten Jahren soviel geschrieben, dass mir fast nichts mehr zu schreiben übrig bleibt. So scheint es zumindest. Zudem mag es auch bedenklich wirken, dass ich in all meinen Schriften zu diesem Giganten der deutsch-chinesischen, chinesisch-deutschen Vermittlung stets als sein Apologet aufgetreten bin und nicht selten die Grenzen der strengen Sachlichkeit überschritten habe. Das hat mir in Fällen wie diesen zu Recht den Vorwurf eingebracht, Beruf und Berufung miteinander zu verwechseln. Doch ich bin ein Mann der Passion und lasse mich gern durch den Gegenstand meiner Untersuchungen verwandeln. Wissenschaft erschiene mir sonst zu nüchtern und trostlos.

I

Meine vergangene Apologetik hatte einen einfachen Grund. Mir schien das Werk des Richard Wilhelm innerhalb der Sinologie nicht hinreichend gewürdigt und im Rahmen der postkolonialen Studien gar diffamiert worden zu sein. Ich will hierauf nicht weiter eingehen, denn seit ein paar Jahren findet eine Neubewertung seiner Person statt, und an den unterschiedlichsten Fronten geht es neuerdings sachlicher als in der Vergangenheit zu. Dies ist eine positive Entwicklung, zu welcher auch die Tagungen von 2004 und 2009 in Bad Boll ihren Teil beigetragen haben.

Wir sehen heute in manchen Dingen klarer und wissen zum Beispiel, dass die im Umlauf befindlichen und gut erhältlichen Übersetzungen der klassischen chinesischen Philosophie in Diederichs Gelber Reihe keinesfalls authentische Ausgaben von Richard Wilhelm sind, sondern lediglich für den Taschenbuchmarkt gekürzte Fassungen darstellen. Der Leser hat da niemals den echten Übersetzer in der Hand, sondern eine um Anmerkungen und Erläuterungen nach den Bedürfnissen des Verlages gekürzte Fassung, ohne dass dies dem Impressum zu entnehmen wäre. Wenn es denn der vollständige Richard Wilhelm sein soll, der uns sehr viel mehr zu sagen hat als der verstümmelte, so ist zum Original zu greifen, und ein solches ist, nicht selten als feile Jugendausgabe, auf dem deutschsprachigen Büchermarkt für gutes Geld immer noch zu haben.¹

Wer Richard Wilhelm im Einzelnen begreifen will, muss den ganzen Richard Wilhelm sehen. Dieser hat auch eine Menge theologischer und sinologischer Schriften verfasst, die heute kaum noch jemand kennt, geschweige denn liest. Nicht alles spricht uns Nachgeborene aus ihnen noch unmittelbar an. Doch immer wieder treffen wir dort auf wahre Schätze, wozu vor allem seine bis heute unübertroffenen Ausführungen zum äußerst schwierigen *Buch der Wandlungen* (Yijing) gehören. Selbst

¹ Inzwischen (2009) werden diese gleichsam als Massenware von „Ramschverlagen“ beliebig nachgedruckt und für wenig Geld auf den Büchermarkt geworfen. Sie liegen dann stapelweise in großen Buchhandlungen dort, wo Bücher mit blumigen Titeln wie *Die Konkubine von Shanghai* auf Käufer zu warten pflegen.

nach bald achtzig, neunzig Jahren erweist sich der Autor hier immer noch als Meister eines esoterischen Metiers, das wohl nie besser erklärt wurde. Dies ist selbstverständlich kein Wunder, hat er sich doch diesen Urgrund der chinesischen Geistesgeschichte nicht nur von chinesischen Gelehrten auslegen lassen, sondern hat auch danach sein Leben aktiv zu gestalten gesucht.

Richard Wilhelm hat, so will es mir scheinen, Übersetzen, Wissenschaft, Glaubensüberzeugungen und Leben nie wirklich getrennt. Dies ist selbstverständlich aus der Sicht strenger Wissenschaft höchst bedenklich. Und die vielleicht immer noch in der sinologischen Welt anhaltenden Vorbehalte ihm gegenüber hätten hier ihren wesentlichsten Grund. Ich mag auch da einmal wider den Stachel löcken: Ist allein die Wissenschaft eine Wissenschaft, die ob ihrer Selbstbezüglichkeit nur wenige erreicht? Wie viele Werke der Sinologie wurden verfasst, ohne daß die Leserschaft das Herz von Verfasser oder Verfasserin errahnen kann. Nicht selten beschleicht einen bei manch sinologischer Lektüre das Gefühl, hier hätte auch etwas anderes als China der Gegenstand sein können. Engagement muß nicht unbedingt auf Unwissenschaftlichkeit hinauslaufen, und Wissenschaft hat nicht immer nur ein eiskaltes, ein beliebiges Herz zu ihrer Voraussetzung. Wissenschaft hat Konsequenzen, gesellschaftlich wie persönlich. Davon möchte der geneigte Leser oftmals auch Kunde haben.

II

Man hat Richard Wilhelm oft vorgeworfen, China verklärt und ein Bild von China kreiert zu haben, sein Bild eines ewigen China. Ein solcher Vorwurf ist nicht falsch. Richard Wilhelm war ein Idealist. Aber er war nicht blind. Sein langer Aufenthalt in Tsingtau (Qingdao) hat ihn auch die Realität sehen lassen. Dies können wir deutlich seinem Kriegstagebuch² von 1914 entnehmen, welches meines Wissens bislang nicht eigens gewürdigt worden ist. Dieses stellt uns Heutigen, die wir immer mehr von Traumatisierungen durch Kampfeinsätze am Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jh. hören, die Frage, warum Richard Wilhelm die Schrecken der Eroberung von Tsingtau durch die Japaner so gefasst und in den Wirren, so sehr um andere bemüht, hat hinnehmen können. Mitunter wirken seine Aufzeichnungen gar lakonisch. Man lese einmal die folgende Eintragung unter dem 11. September 1914 (S. 17):

Einige deutsche Soldaten ertrinken im Litsunfluß, da sie mit einem Transport mitten im Fluß von der Strömung überrascht und weggerissen werden. Abends Spaziergang. Lektüre Deußen, System des Vedanta.

„Fest in der Not“ ist ein Leitsatz der chinesischen Literati, ein Leitsatz, der den *Gesprächen des Konfuzius* entstammt. Wir wissen, dass Richard Wilhelm nach seiner Ankunft in China über die Zeit vom Christen zum Konfuzianer wurde bzw. langfristig theoretisch wie praktisch Christentum und Konfuzianismus zu verbinden suchte. Die Gleichmütigkeit gegenüber dem blutigen Geschehen teilt der Verfasser oftmals auch mit der chinesischen Bevölkerung, so dass er mit seiner verwunderlich abgeklärten Haltung nicht alleine dasteht und vielleicht tatsächlich in dieser alles Wirkliche relativierenden Einstellung als ein sinisierter Deutscher zu erkennen ist. Unter dem 31. Oktober 1914 (S. 71) heißt es zum Beispiel:

Das Hospital füllt sich mit Verwundeten. Es wird operiert und verbunden. Ich tröste die Verletzten und gebe ihnen zu trinken, wofür sie rührend dankbar sind. Viele Oberschenkelbrüche sind dabei. Auch Bauchschüsse. Ein Arm muß abgenommen werden. In dem Warteraum stehen große Blutlachen auf dem Boden. Endlich sind sie alle ver-

² Aus Tsingtaus schweren Tagen. Tagebuch von Dr. Richard Wilhelm während der Belagerung von Tsingtau. Berlin: Hutten [1915]. 93 S.

sorgt und zu Bett. Die Nacht ist aber sehr schwer. Die Verwundeten fiebern und sind zum Teil sehr ungebärdig, reißen sich im Delirium die Verbände ab, erbrechen sich. Andere liegen stöhnend und jammernd da. Wieder andre stier und teilnahmslos. Da gibt es viel zu trösten. Gottes Hilfe ist aber fühlbar in der Nähe. Viele Kranke ergreifen dies Göttliche mit begierigem Vertrauen.

Zur Kritik an Richard Wilhelm gehörte in der Vergangenheit auch der Vorwurf eines anfänglich deutschnationalen Denkens. Was immer die Quellen sein mögen, besagtes Tagebuch atmet einen gänzlich anderen Geist. Sein Verfasser ist weder Nationalist noch Imperialist, weder kaiserlich eingestellt noch ein Feind der angreifenden Japaner. Er ist einfach ein Mensch unter Menschen, der sich selbstlos um Freund wie Feind sorgt. Erschütternd seine Beobachtung, wie ein von deutscher Seite verarzteter japanischer Soldat von den eigenen Landsleuten gleich nach der Behandlung im Niemandsland durch Kopfschuss getötet wird, damit er nicht in feindliche Hand fällt. (S. 61)

Wir haben hier, was das Nationale angeht, gut vergleichen. Zur selben Zeit und am selben Ort war nämlich der bedeutende Fluggpionier Gunther Plüschow (1886-1931) tätig, der als „Flieger von Tsingtau“ bzw. in dieser Eigenschaft als das „Auge von Tsingtau“ bekannt geworden ist. Er war als Luftaufklärer innerhalb der Marinefliegerabteilung kurz vor Kriegsausbruch von Berlin nach Tsingtau beordert worden und hat uns einen immer noch lesenswerten Augenzeugenbericht³ hinterlassen, der zwar mitunter auch sachlich, gar humorvoll ausfallen kann, aber eindeutig einen Hurra-Patriotismus zu erkennen gibt und auf Seiten von Gott, Kaiser und Vaterland steht. Von solch einem Denken ist Richard Wilhelm weit entfernt. Beide erwähnen einander zwar nicht direkt, aber zumindest „der deutsche Flieger“ taucht in *Tsingtaus schweren Tagen* vermehrt auf! (S. 22f, 25, 45, 49, 56, 58, 84)

Richard Wilhelm war mit seinem Kriegstagebuch der Zeit weit voraus, Gunther Plüschow nicht. Wir erkennen das auch an den Auflagen und an den Verkaufszahlen der beiden Berichte. Richard Wilhelms Tagebuch kam wohl nur einmal und zwar mit vier- bis sechstausend Exemplaren heraus, während Gunther Plüschows Augenzeugenbericht bis zum Ende der 30er Jahre mehrfach nachgedruckt wurde, ja, ein letztes Mal gar noch 2008!⁴ Die Gesamtauflage beläuft sich bislang auf weit über 600.000 verkaufte Exemplare. Außerdem gab es Übersetzungen ins Englische und Japanische. Mit solch einem Erfolgsbuch kann Richard Wilhelm natürlich nicht mithalten. Sein Tagebuch muß heute als vergessen gelten, auch wenn es ob seiner Menschlichkeit und Poesie eine gewisse Wiederentdeckung verdient hätte.

Gleichwohl muß Gunther Plüschow zugestanden werden, daß er im deutschnationalen Rahmen einen vergleichsweise ruhigen Standpunkt einnimmt: Zwischen dem 31. Juli und 6. November 1914 berichtet er aus Tsingtau vieles sachlich, was sich mit den Beobachtungen von Richard Wilhelm deckt. Beide schwärmen von der landschaftlichen Schönheit vor Ort und nehmen die Schwächen „ihrer“ Chinesen (Flucht und Vorteilnahme) gelassen hin. Jeder hat seine eigene Art von Humor. Furchtsam sind beide nicht.

³ Kapitänleutnant Gunther Plüschow: Die Abenteuer des Fliegers von Tsingtau. Meine Erlebnisse in drei Erdteilen. Mir liegt wohl die (zerfledderte) Ausgabe von 1939, die bei Ullstein in Berlin 1916 (= Ullstein Kriegsbücher 23) erschienen ist, vor. Neuauflage Neu-Isenburg: Wunderkammer 2008. Das martialische Titelblatt führt in die Irre: Der Verfasser gibt sich in der Regel bedächtig.

⁴ Bei der Neuauflage unterstelle ich dem Verlag keinesfalls deutschnationales Denken. Es hat in den letzten Jahren eine internationale Plüschow-Renaissance gegeben, bei welcher der Pionier der deutschen Luftfahrt und der Entdeckung des unbekanntes Südamerika gewürdigt wird. Ein Nachdruck des Augenzeugenberichtes scheint auch durch die Fakten gerechtfertigt, welche der Verfasser über die japanische Eroberung von Tsingtau zu vermitteln weiß.

Ihre Stärke ist unterschiedlicher Art: Gunther Plüschow ist der tollkühne Recke, der für Tsingtau aus der Luft selbstlos und unerschrocken kämpft; entsprechend hat er viele Heldentaten zu berichten, die sicherlich auch heute noch von „Freund und Feind“ anerkannt würden. Richard Wilhelm dagegen ist der geistige Streiter. Seine schweren Tage begleiten Tageslosungen aus der Bibel. Er schreitet sehend durch all die Zerstörungen, welche der Krieg anrichtet, er spendet den Ängstlichen Trost und hilft den Verwundeten.

Will man verstehen, wes anderen Geistes Kind Richard Wilhelm ist, möge man einmal die Reklame des Hutten-Verlages im Einband des Kriegstagebuchs einsehen. Da lesen wir unter dem Stichwort einer von Pfarrern (!) verfassten „Kriegsliteratur“ Ankündigungen wie *Seid männlich und stark* oder *Kriegspredigten* oder *Krieg und Religion* oder *Der Krieg und die Frauen*. Ich selber gehe davon aus, daß eine Überschrift wie „Letzter Heldenkampf und ehrenvolle Übergabe“ (S. 85) nicht vom Verfasser stammt, sondern von der Redaktion nachträglich hinzugefügt wurde.

Was wir dem Tagebuch entnehmen können ist, wie gesagt, die Sorge um den einzelnen Menschen. Diese schließt den Deutschen, den Chinesen ebenso ein wie den Japaner. Ob Freund oder Feind, Richard Wilhelm triumphiert nicht im Angesicht von 17000 gefallenen Japanern und lediglich 150 toten Deutschen sowie wenigen chinesischen Opfern. Ob vor, im oder nach dem Krieg um Tsingtau, es geht ihm um die Rettung eines jeden einzelnen Menschen. Seine „Heldentaten“ sind keine nach Art „der tollkühnen Männer in ihren tollkühnen Kisten“, sondern stille, über die er nicht reden mag. Sein Deutsch ist daher gegen den Trend der Zeit nüchtern, ohne jedes Pathos, sachlich und immer wieder poetisch. Man könnte daher in Richard Wilhelm auch einen Schriftsteller vermuten. So lesen wir unter dem 28. September 1914 (S. 62f):

Wir standen lange in der Nähe eines Hauses und sahen der Beschießung zu. Das Haus ist verlassen. Die üppig rankenden Rosen, die die Wände schon fast ganz bedeckt hatten, sind zusammen mit den Geländern heruntergefallen. Ein Fenster steht offen, ein Vorhang flattert hinaus. Im Garten alles verwildert. Die Astern blühen, dazwischen hohes Gras. Die Wege vom Regen aufgerissen, die Bäume von Raupen zerfressen. Der Nordwind, der die Wolken am Himmel zusammenfegt, klingt in den Drähten der elektrischen Leitungen. Das Meer blaugrau, scharfe Konturen. Das ist der Herbst, ... und alles liegt so still, so einsam. Die Einsamkeit wird auch durch das Krachen der Schüsse eher gesteigert. Wir gehen die Straße am Strand entlang zurück. Kein Mensch begegnet uns. Alles wie in einer gebannten Stadt. Und drüben über dem Meer liegt das Kap zum Greifen da in spielenden Schatten und Lichtern. Man sieht es ihm nicht an, daß es schon in japanischem Besitz ist.

III

Die Poesie des Tagebuches mag überraschen. Zu Recht. Doch auch Plüschow spricht von den „herrlichen Tagen in Tsingtau“ (S. 28), von Tsingtau als „Paradies“ (S. 96), von den „schönsten Flügen meines Lebens“ (S. 48). Waren beide verblendet? Nein, natürlich nicht! Tsingtau ist auch heute noch dank des Meeres ein schöner Ort. Und: Wir Heutigen stellen uns unter Krieg etwas Unerbittliches vor, dem wir lieber ausweichen mögen. Ob Wilhelm oder Plüschow, beide schildern die zwei Seiten der Stadt: der Krieg ist das eine, das Leben ist das andere. Bis zum Kriegsende war Tsingtau nicht nur eine militärische Feste, welche die japanische Seite zu immer mehr unsinnigen Opfern zwang, sie war auch ein gut versorgter Ort: besonders große Not gab es keine, stattdessen Wein und Musik. Da die

japanischen Belagerer schlecht schossen und meist Blindgänger abfeuerten, ging man abends gern gemeinsam essen und trinken. Immer wieder liest sich Richard Wilhelms Tagebuch wie der Bericht von einer Sommerfrische mitten im Krieg (S. 38, 45, 49, 57, 60). Als Leser meint man mitunter gemeinsam etwas verpasst zu haben. Wie anders erklärten wir uns sonst die kühle Haltung von Richard Wilhelm, im unmittelbaren Angesicht des Krieges weiter dem Geschäft der Übersetzung nachzugehen? (*Hausgespräche des Konfuzius*, S. 23, 28, 67). Übersetzen bedarf bekanntlich der inneren Ruhe und der seligen Zeit. Ich sage dies nicht ohne Hintersinn, denn diejenigen, welche die Übersetzungen von Richard Wilhelm kritisieren, ohne jemals selber Übersetzungen in ähnlichem Umfang vorzulegen, haben wohl nie in Zeiten des Krieges übersetzen müssen oder auch nur wollen.

Richard Wilhelm war mit seiner abgeklärten Einstellung nicht allein. Prinz Gong, von dem er immer wieder berichtet (S. 12, 20, 32, 44, 54, 72, 75, 90, 92), befließigte sich ebenfalls, ohne wie viele andere Chinesen Tsingtau zu verlassen, der Wissenschaft. Er brütete über dem *Buch der Wandlungen* (S. 21) und schrieb ein Tagebuch (S. 20). Dies passt gut mit dem zusammen, was das Verwunderlichste unter all den Schilderungen *Aus Tsingtaus schweren Tagen* ist: Die Lektüre chinesischer Klassiker erhebt die Lesenden über Leben und Tod. Unglaublich, aber wahr berichtet Richard Wilhelm beispielhaft das folgende unter dem 2. November 1914 (S. 76):

Ein anderer Hausverwalter in der Nachbarschaft sitzt die ganze Zeit über da und liest in Mong Dsi [Meng Zi]; da kommt eine Granate durchs Dach und legt sich, ohne zu explodieren, neben ihn. Er habe sie nur mit der Hand angefasst und gesagt: „Das ist aber mal heiß.“ Dann habe er weitergelesen.

Der „konfuzianische“ Philosoph Meng Zi (372-281) ist hier ein guter Verweis, denn mein Doktorvater Alfred Hoffmann (1911-1997) wurde nicht müde, uns jungen Studierenden Anfang der 70 Jahre des letzten Jahrhunderts an der Ruhr-Universität Bochum bei der Lektüre besagter Schrift stolz zu erklären: Während der Belagerung von Tsingtau habe nicht nur Richard Wilhelm den Meng Zi übersetzt, sondern auch der japanische Kommandant draußen auf dem Meer haben in dessen Werk gelesen. Belege habe ich hierfür bisher keine finden können. Diese Geschichte mag dennoch stimmen, schließlich hat Meng Zi die gesamte japanische (Geistes)Geschichte mitbestimmt und in unserem Kriegstagebuch (unsichtbar) tiefe Spuren hinterlassen.

Wenn auch ohne Verweis auf Meng Zi, so lesen wir unter dem 16. September 1914 eine noch merkwürdigere Begebenheit (S. 21f):

Im Vorgelände liegen viele Minen. Man hat sie den Leuten in den Dörfern bekanntgegeben durch Maueranschläge. Ein Bäuerlein lief übrigens trotz aller Vorsichtsmaßregeln auf eine Mine und wurde ca. 30 Meter fortgeschleudert. Er rieb sich den Kopf, und, als er sich unverletzt vorfand, begann er[,] seine Pfeife und seine Schuhe zu suchen, die er in der Hand getragen hatte. Die Pfeife soll er wiedergefunden haben, aber die Schuhe waren weg. Darüber soll er sich nachher bitter beklagt haben.

Dies ist nicht ohne Humor verfasst! Statt dankbar für die Schonung seines Lebens zu sein, hadert das Bäuerlein mit dem Schicksal, das ihm seine Schuhe nahm. Die Schuhe scheinen ihm mehr wert als sein Leben. Dies ist zweifellos eine Verkennung der Realität. Doch eine solche können wir auch heute noch auf dem Festland beobachten. So etwa wenn wir auf chinesischen Autobahnen mehr Spazier-

gänger als Autos vorfinden und weit und breit kein Verkehrspolizist anzutreffen ist. In vielen seiner Werke hat Richard Wilhelm die so genannten kleinen Leute nachgezeichnet, die ihr Leben einfach leben, ohne den Ernst der Situation zu erkennen. Dabei ist ihm manches Meisterstück gelungen.

Auch dieses sage ich nicht ohne Hintersinn, denn im 20. Jahrhundert haben es chinesische Schriftsteller immer mehr verlernt, aus der Erfahrung des unmittelbar erlebten Chinas heraus zu schreiben. Die Ideologie, das Buchwissen, die Vorstellung haben nicht selten den chinesischen Alltag ersetzt. Daher sage ich nicht selten, will jemand das moderne China auf dem Lande kennen lernen, möge er Richard Wilhelm lesen. Dies gilt ebenfalls für das Kriegstagebuch. Um ein letztes Urteil fällen zu können, bedürfte es eines Blicks in das erwähnte Tagebuch von Prinz Gong. Doch ob dieses oder etwas Vergleichbares jemals veröffentlicht worden ist? Bis zur Beantwortung dieser Frage mögen die Augenzeugenberichte von Richard Wilhelm und Gunther Plüschow, je auf ihre Art und Weise, einzigartig sein.

*Prof. Dr. Wolfgang Kubin ist Sinologe, Übersetzer und Autor,
Universität Bonn*